

René Freund

Niemand weiß,
wie spät es ist



Roman



Deuticke

»Es ist ganz einfach«, sagte Lilly, »entweder, er ist an Geld interessiert, das findest du raus, dann versprichst du ihm einen Tausender aus dem Erbe. Oder du machst ihm schöne Augen und küsst ein bisschen mit ihm rum, und dann nehmt ihr den Zug oder ein Taxi und fahrt wie moderne Menschen zu diesem Grab, wo auch immer das sein mag!«

Nora lachte. Typisch Lilly. »Mach-dir-das-Leben-nicht-zu-schwer« war ihr zweiter Vorname. Sie kannten sich aus der deutschen Schule, waren acht Jahre lang in derselben Klasse gewesen und hatten alle Abenteuer und Schrecknisse des Erwachsenwerdens entweder gemeinsam oder zumindest fast gleichzeitig erlebt.

»Erstens will ich nicht mit ihm rumküssen, und zweitens ist diese ... Wanderung ... der letzte Wille meines Vaters«, sagte Nora.

»Ach Wille, Wille«, entgegnete Lilly, »ich finde, so einen männlichen Willen darf man nicht überschätzen. Und warum willst du nicht mit ihm rumküssen?«

»Magister Bernhard Petrovits repräsentiert alles, was ich an Österreich verachte: Spießigkeit, Engstirnigkeit und Provinzialität.«

»Klingt, als hättest du den Satz lange eingeübt.«

»Ach komm einfach mit und sieh ihn dir an, dann weißt du es.«

»Aber du hast doch gesagt, er sieht nicht mal schlecht aus.«

»Ja. Aber man muss sich dazu denken, dass er nicht schlecht aussieht, und dafür braucht man nicht zu knapp Phantasie.«

Jetzt war es Lilly, die lachte. »Wenn du dich dem Männerwillen beugen willst, viel Spaß! Von mir aus kannst du wochenlang fortbleiben, dann habe ich Monster länger bei mir!« Der Kater lag nun auf ihrem Schoß und sah Nora triumphierend an. »Wegen Monster muss ich mir keine Sorgen machen, so viel steht fest«, sagte Nora.

»Du warst immer schon eifersüchtig«, entgegnete Lilly trocken. »Und geh jetzt endlich, du bist schon viel zu spät! Und melde dich! Und wenn du Hilfe brauchst, ich hol dich da raus!«

Die beiden Freundinnen umarmten einander. Nora küsste Monster auf den Kopf und ging schnell hinaus. Sie hasste Abschiede. Das hatte sie von ihrem Vater.

9

Die Sonne stand schon zwischen Saint-Cloud und Auteuil, als Nora aus dem U-Bahn-Schacht emporkam. Die leichte Wodka-Benebelung war leider verschwunden, stellte sie fest, was immerhin die Chance zu einem kleinen Neuanfang bot. Sie würde mit Bernhard bei Monsieur Cheng einkehren und dort Kanton-Gemüse-Reis mit Stäbchen essen und dazu grünen Tee trinken und ganz früh schlafen gehen. Immerhin würde sie am nächsten Tag ihren Vater auf seinem letzten Weg begleiten müssen. Nun ja, eigentlich war es sein vorletzter. Der letzte würde sie alle an irgendeinen geheimnisvollen Ort führen.

Als Nora sich dem Hotel Jasmin näherte, sah sie bereits von weitem Magister Bernhard Petrovits vor dem Eingang stehen. Die Krawatte hatte er nicht abgelegt, die Haare frisch gescheitelt, über dem Arm hing ein akkurat zusammengelegter dünner Mantel.

»Bonjour«, sagte Nora, »Sie warten hier unten?«

»Seit über einer Stunde.«

»Warum?«

»Sechzehnhundert, hatten Sie gesagt.«

»Ich habe gesagt, gegen vier, wenn ich mich richtig erinnere.«

»Jetzt ist es zwanzig nach fünf«, sagte Bernhard. »Und auf Sommerzeit wurde auch schon letztes Wochenende umgestellt.«

»Wäre ich nicht zu früh gekommen, wenn noch Winterzeit wäre?«, fragte Nora.

»Zu früh sicher nicht!«

»Ich kenne mich jedes Jahr nicht aus mit der Zeitumstellung«, versuchte Nora abzulenken, »und ich kenne niemanden, der das jemals verstanden hätte! Kommen Sie, es ist nicht weit zur Wohnung meines Vaters.« Sie gingen los, und da Bernhard nichts sagte, fragte sie ihn,

um ein Gespräch anzuknüpfen:

»Woher haben Sie das mit dem Sechzehnhundert?«

»Diese Form der genauen Zeitangabe ist praktisch und äußerst präzise. Jedenfalls, wenn man sich daran hält.«

»Sind Sie mit Ihrem Zimmer zufrieden?«, fragte Nora, um das Thema zu wechseln.

Das erwies sich als genau die falsche Frage, um Bernhards Laune ein wenig zu heben.

»Die undichten Fenster des Zimmers lassen den Straßenlärm fast ungefiltert durchdringen«, sagte er, und es klang, als würde er aus einer bereits schriftlich formulierten Beschwerde vortragen. »Der Spannteppich-Boden stammt aus den späten siebziger Jahren und ist so dreckig, dass ich mir mit Handtüchern Stege gebaut habe, um ihn nicht mit den nackten Füßen berühren zu müssen.«

Nora musste lachen. »Sie haben Angst vor Fußpilz?«

Bernhard lachte nicht. »Ja, denn das ist ein unsichtbarer, schwer zu bekämpfender Feind! Aber wissen Sie, was das Schlimmste ist? Diese entsetzliche Kombination von Leintuch und schmutziger Wolldecke! Diese kratzige Wolldecke über dem Leintuch, beides unter der Matratze eingeklemmt, und in der Nacht gerät das alles durcheinander, und irgendwann wacht man auf und hat alles um den Hals gewickelt!«

Nora lachte noch mehr. »Stimmt! Aber man gewöhnt sich dran!«

»Ich denke nicht daran, mich daran zu gewöhnen! In Österreich wäre dieses sogenannte Hotel bereits sanitätsbehördlich geschlossen worden!«

»Warum hat man Ihnen denn so ein billiges Hotel bestellt?«

»Billig?« Jetzt wurde Bernhard fast laut. »Das Ganze kostet 128 Euro ohne Frühstück!«

»Wir sind in Paris«, sagte Nora und zeigte mit beiden Händen um sich. Unterhalb von ihnen floss träge die Seine vorbei. Hinter dem Gebäude von Radio France ragte triumphal die Spitze des Eiffelturms hervor. »Paris ist zunächst einmal strahlend und großartig. Wenn Sie ein paar Tage länger hier sind und genauer hinsehen, bemerken Sie, das ist Fassade. In Wahrheit ist Paris schäbig, unverschämt und teuer.

Wenn Sie allerdings hier leben, gehen Sie noch einen Schritt weiter und erkennen: Auch das Schöne und das Unverschämte sind nur Fassade. Das wahre Paris leuchtet golden und hat ein zärtliches Herz.«

»Haben Sie diese Rede schon oft gehalten?«

»Sie können ja richtig zynisch sein«, sagte Nora anerkennend.

»Entschuldigen Sie bitte, aber sehen Sie da hinunter auf den Quai«, rief Bernhard aus. »Da leben Menschen in billigen Zelten! Da tummeln sich die Obdachlosen!«

»An die gewöhnt man sich.«

»Das finde ich zynisch!«

»Kommen Sie, wir müssen da hochlaufen«, sagte Nora und zupfte Bernhard am Ärmel.

»Was müssen wir?«

»Da hoch.«

»Hinauf?«

»Ja. Hinaufgehen. Sie müssen entschuldigen, mein Vater ist Deutscher ... mein Vater war Deutscher. Und ich habe die deutsche Schule besucht. Da hatten wir nicht viele Lehrer aus Österreich.«

»Wir werden schon miteinander zurechtkommen«, brummte Bernhard.

»Ist Ihnen aufgefallen, dass wir seit einer Viertelstunde herumzanken?«, fragte Nora.

»Ja. Es tut mir leid. Ich war wohl unleidlich, weil ich so lange gewartet habe.«

»Das war meine Schuld. Ich hatte noch so viel um die Ohren, und wir haben unsere Handynummern nicht ausgetauscht.«

»Das sollten wir später nachholen«, meinte Bernhard. »Wie es aussieht, verbringen wir ja nun einige Zeit miteinander.«

»Ja«, sagte Nora und versuchte, nicht zu seufzen.

und hielt Bernhard die Tür auf. Sie nahmen den Lift in den vierten Stock, und Nora zitterte ein wenig, als sie den Schlüssel in das Sicherheitsschloss der Wohnung steckte. Hier war sie aufgewachsen, hier hatte sie sechzehn Jahre lang mit ihrem Vater gelebt, und nun war er nicht mehr da. Würde nie wieder mit ausgebreiteten Armen im Vorzimmer stehen. Würde nie wieder in seinem Ohrenfauteuil sitzen und schwierige Bücher lesen, würde ihr nie wieder Vorträge über das Französisch des Victor Hugo und die Syntax bei Thomas Mann halten. Würde nie wieder mit seiner »Drei-Hauben«-Schürze in der Küche stehen, in Töpfen rühren und Kochbücher bekleckern.

»Es ist eigenartig für mich, hierherzukommen, und keiner ist da«, sagte Nora und schlich wie eine Einbrecherin in die Wohnung.

Bernhard zog sich im Vorzimmer die Schuhe aus.

»Sie müssen sich die Schuhe nicht ausziehen! Mein Vater hat es gehasst, wenn sich jemand die Schuhe ausgezogen hat!«

»Bei uns macht man das so.«

Bernhard ging weiter und sah sich im Wohnzimmer um, staunend.

»So viele Bücher!«, sagte er. »Hat Ihr Vater die alle gelesen?«

Was für eine Frage, dachte Nora, und sie antwortete: »Ich denke schon.«

Sie ging durch einen kurzen Flur weiter und öffnete eine Tür: »Sehen Sie, das war früher mein Zimmer. Jetzt ist es das Gästezimmer. Oder war das Gästezimmer. Wenn man selten Besuch hat, werden Gästezimmer zu Rumpelkammern.«

»Schön«, sagte Bernhard. »Schön hell. Und eigentlich sehr ruhig.«

»Es sieht zwar nicht so teuer aus, aber die Gegend ist eine der begehrtesten in Paris«, erklärte Nora. »Mein Vater hat die Wohnung hier gekauft, weil es nicht weit zur deutschen Schule in Saint-Cloud ist. Da drüben ist sein Zimmer. Ich möchte aber nicht hineingehen.«

»Natürlich«, sagte Bernhard. »Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Morgen wird er eingeäschert.« Nora schüttelte ungläubig den Kopf. Sie spürte doch so etwas wie Tränen in sich aufsteigen, aber es kam nichts heraus. »Ich in einem Sarg, Nora, hat er immer gesagt, das finde ich wahnsinnig peinlich. Du kannst meinen Freunden zwar sagen, wenn